

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 3

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

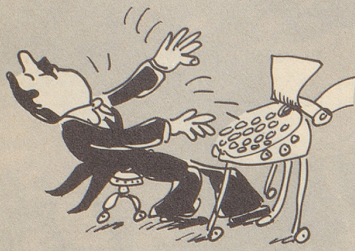
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

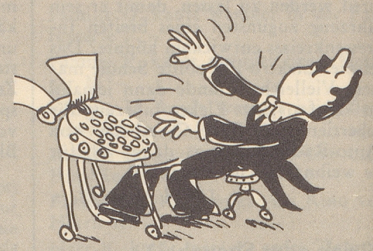
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Spott- Revue

Spott- Revue

von
Max Rüeger



Spiel ohne Grenzen

Er hatte den Wahlkampf mit der Attitüde des Siegersichereren sehr diskret aus dem Hintergrund geführt.

Mittlerweile stellte sich heraus, daß dieser Hintergrund weit eher ein Hinterhalt war.

Richard M. Nixon, Amerikas so glanzvoll wiederelekterter Präsident, spielte in den letzten Tagen und Wochen ein frivoles Spiel mit dem Frieden.

Er ließ, unter tatkräftiger Mithilfe seines Sonderberaters Kissinger, eine Welt solange im Glauben, die Waffen in Vietnam würden demnächst zum Schweigen gebracht werden, das Einschleusen der allerletzten Granaten in die Geschützrohre, das Auffüllen der Laderäume mit den allerletzten Bomben stünde unmittelbar bevor, bis er seine Schlacht ums Weiße Haus gewonnen hatte.

Dann verlor er ein Gesicht, das er nie besaß. Die Friedensverhandlungen, als «kurz vor dem Abschluß stehend» charakterisiert, gerieten ins Stocken, wurden unterbrochen, drehten sich wieder im gleichen lähmenden Kreis des Irrsinns wie schon seit Jahren – und der Krieg ging nicht nur weiter, er steigerte sich zu entsetzlicher Brutalität, fassungslos registrierte man in Ost und West den Gegensatz zwischen Nixons Realpolitik und seiner verbalen Taktik.

Er eckte damit an wie niemals ein amerikanischer Präsident zuvor. Erbitterung, Enttäuschung dominierten die Reaktionen, Verständnislosigkeit gab's kaum mehr, weil zu harmlos – dafür Empörung.

Und über allem steht der fatale und kaum zu widerlegende Verdacht, daß Nixon und sein reisendes Faktotum die Welt getäuscht, ja belogen haben, um des Wahl-Images willen, daß man sehr bewußt der Wirklichkeit entflohen, eine Legende zusammenschusterte und damit Hoffnungen jämmerlich zerstörte.

Es begab sich immer wieder, daß Verhandlungen kurz vor dem Ziel härter, verbissener geführt wurden als in der Anfangsphase. Aber es wäre zu prüfen, ob schon einmal in der Geschichte die Termin-Uebereinstimmung zwischen Selbstzweck und Wahrheit sich derart unverschämt darbot wie hier.

Man ist in den USA weiß Gott nicht zimperlich, wenn es um die Nutzbarmachung von Themen für den Wahlkampf, für persönliches Prestige geht. Da mußten und müssen sämtliche Probleme herhalten, wird die Rassenfrage leichtfertig in werbeträchtigen Slogans für die Masse simplifiziert, da werden sich von den Kandidaten Verdienste zugeschanzt mit einer Unverfrorenheit, die uns Europäer alle paar Jahre wieder fasziniert. Und erschreckt.

Die Parteikonvente, die Wahlversammlungen, die hysterischen Massen in lächerlichen Verkleidungen, umgetextete Country-Songs zu Polonaise-Schritten gröhlend, dazwischen einige programmatische Floskeln, zurechtgestutzt auf Wirkung, ohne Skrupel, ohne Furcht davor, irgendwann einmal zur Rechenschaft gezogen zu werden – das alles gehört zum Bild des Kampfes um die Präsidentschaft.

Vieles wird vor den Kameras und Mikrophonen auch zweifellos in gutem Glauben, seriös überzeugt vorgetragen.

Diesmal jedoch hat der amtierende amerikanische Präsident Richard M. Nixon ein Spiel ohne Grenzen getrieben. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die schauerliche Parallelität zwischen Wahldatum und Verhandlungsstopp reiner, unschöner Zufall gewesen sein kann.

Hier geht's nicht mehr um die Diskussion, ob das amerikanische Engagement in Südostasien gerechtfertigt sei oder nicht, hier geht es darum, daß einer der mächtigsten Männer der Welt seine Macht dazu nutzte, sich selbst einige Millionen Stimmen zuzuschancen, indem er zumindest verantwortungslos mit der Hoffnung einer ganzen Welt pokerte.

Er spielte obendrein deprimierend schlecht. Er unterschätzte seine Partner. Er hielt seine Freunde – und seine Feinde für dumm. Er glaubte sie unter anderem auch mit dem Glamour des Henry A. Kissinger blenden zu können.

Er überzog seinen Kredit.

Der Kongreß will ihm die Kredite sperren, wenn bis zum 20. Januar, dem Tag der Amtseinstellung, die Verhandlungen nicht zu einem Abschluß kommen.

Dagegen hat Nixon nichts anderes anzubieten als die Warnung, man

solle die amerikanische Verhandlungsposition gegenüber Hanoi nicht schwächen. Subalterne Beamte werden an Pressekonferenzen geschickt, um bohrende Fragen der Journalisten zu beantworten. Sie tun es mit der Hilflosigkeit von Leuten, die ihrer Sache alles andere als sicher sind. Sie reden in Zungen, fabrizieren Ausflüchte.

Bitter, sehr sehr bitter hat es sich gezeigt, daß Amerika in gewissen Bereichen noch immer ein Land der unbeschränkten Möglichkeiten ist. Genauer: ein amerikanischer Präsident temporär unbeschränkte Möglichkeiten hat.

Irren ist menschlich.

Verwirren jedoch kann unmenschlich sein.

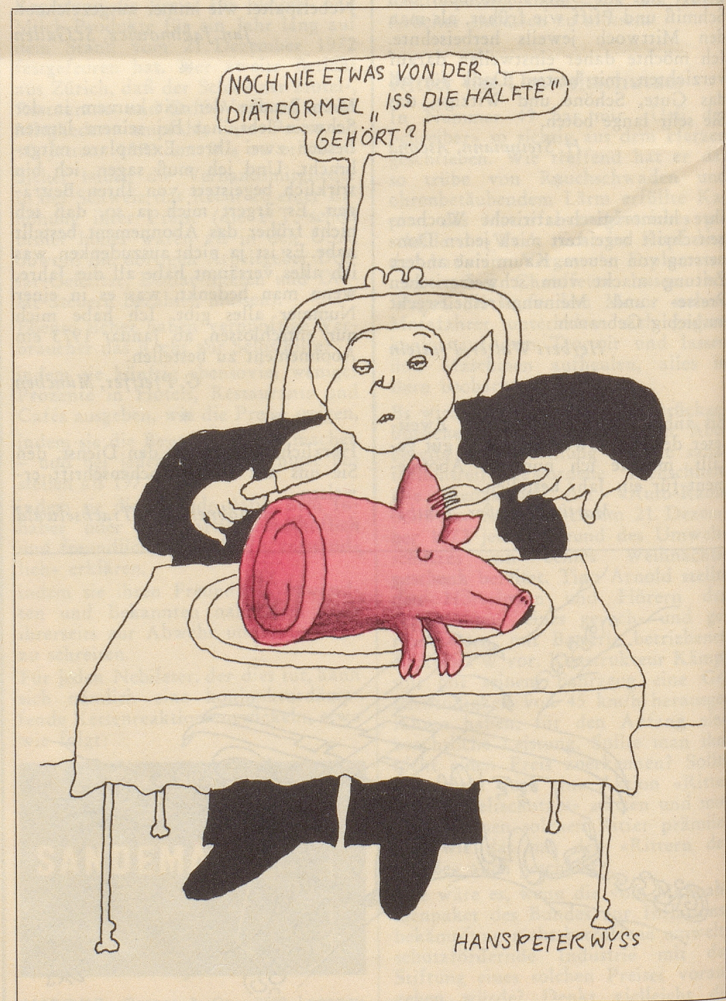
Auch über einem Staatsmann, der

in China mit Stäbchen aß, muß der Stab gebrochen werden.

Aufholjagd

Das Gerede um die Emanzipation der Frau dauert unvermindert an. Es sind doch auch ganz schöne Fortschritte zu verzeichnen. Das heißt: eigentlich Selbstverständliches wie Stimm- und Wahlrecht wurde weitgehend realisiert, man darf sich darüber freuen, daß Damen in Chefpositionen oder auf Ratssesseln nichts mehr hergeben, keine ungeheuerliche Sensation mehr darstellen, die den Blätterwald rauschen lassen wie ein Föhnsturm im Glarnerland.

Die Partnerschaft auch im Berufsleben, für mich ehrlich gesagt überhaupt kein Punkt, der mich noch



zu Formulierungen inspirieren könnte, sie beginnt, zögernd und zähflüssig da und dort, doch alltäglich zu werden.

Und nun, es sei bejubelt und bejauchzt, greift die Gleichberechtigung offensichtlich auch über in einen Bereich, der bislang ausschließlich Domäne der Männer war.

Kioske werden frauenfreundlich.

Natürlich: schon jetzt hingen Hausmütterchen-Blätter sonder Zahl aus, Strickhefte, Modejournale gab's zu Hunderten, aber alle, alle litten sie unter einem entscheidenden Nachteil, mußten sie rettungslos im Hintertreffen bleiben gegenüber allgemein orientierten Publikationen: Während ansonsten attraktive, mehr oder minder entblößte Mädchen die Titelseiten der Illustrierten verkaufsfördernd zieren und das Männerauge köstlich erfreuen, durften Frauenzeitschriften niemals Gegenrecht halten und Adonis-Figuren vor der Photolinse drapieren.

Ja sicher, so im schicken Skidress, im eleganten Party-Sakko wurden Herren der Schöpfung abgelichtet – aber das konnte nicht unter die Haut gehen, weil keine Haut gezeigt war.

Jetzt aber geraten diese ungeschriebenen Gesetze ins Wanken, knallt der Startschuß für die Modell-Emanzipation des Mannes, Mens Liberation wird Wirklichkeit – der Glamour Boy wie Gott ihn schuf hält Einzug ohne Anzug. Brutal, hüllenlos formuliert: der männliche Akt wird damensalonfähig. Eigentlich müßten wir Männer ja beleidigt sein, daß sich die Diskriminierung unserer Schönheit so lange halten konnte, daß Rundungen die Auflagezahlen steigerten – Muskeln hingegen sie senkten.

Selbst die Fach-Terminologie entlarvt die himmelschreiende Ungerechtigkeit, unter der wir Männer zu leiden hatten: weibliche Modelle nennt man immer noch ironischerweise Manne-quins – die Vorführherren heißen Dressmen, implizieren also auf jeden Fall das Vorhandensein eines Kleidungsstückes.

Doch das wird sich wohl auch demnächst ändern.

Der einstmalige Gipfel der Veruchtheit, Hugh Hefners «Playboy», inzwischen, was das Haut-Showbusiness betrifft, längst zu brävster Lesezirkel-Lektüre entschärft, erhält ein Pendant – «Playgirl».

Und da posieren nun eben Männer als «Playboy of the month», da wird dem Körper des Mannes endlich jene Aufmerksamkeit zuteil, der er bis dato aus völlig unerfindlichen Gründen entraten mußte. Es steht selbstverständlich außer Frage, daß ich niemals potenzieller Abonnent dieses Heftes sein werde.

Man hat da so seine Grundsätze.

Und es ist wohl am Platze, daß wir schleunigst wieder zurückkehren zur Optik der Frauen.

Ich möchte eigentlich Wetten eingehen, ob denn nun selbst sich emanzipiert nennende Damen scharenweise an den Kiosken drängeln werden, um mit halblauter Stimme den Kauf eines solchen Heftes zu bewerkstelligen. Werden sie auch, wie wir Männer, so richtig auffällig-unauffällig nach den besagten Periodika greifen, sie schnellstens umdrehen, damit nur noch die Zigaretten-Reklame auf der Rückseite sichtbar wird, dazu die «Frankfurter Allgemeine» oder die «NZZ» erstehen, damit ein gewisses Mindestmaß an politisch gefärbtem Intellektualismus dokumentiert sein kann?

Wir Männer haben da zweifellos einen Vorsprung an Lockerheit, der noch einige Jahre unaufholbar bleibt. Man hat uns getrimmt auf Légerté, was uns täglich so an Rundungen entgegenschwabbelt, verliert an Reizwert, ist Beigemüse geworden, und die Frauen, die spezifisch für sie produzierte Hefte kaufen, dürften ihrerseits noch einige Zeit genau gleich argumentieren, wie wir das ehemals auch taten: «Mich interessieren am «Playboy» nur die politischen Interviews und die glänzenden literarischen Kurzgeschichten. Die Faltseiten, ach Gott, ganz nett, aber daran kann man sich geistig ja wohl nicht bereichern.» Man möge es mir verzeihen: aber irgendwie ergreift mich schmunzelnde Heiterkeit, wenn ich von den Bemühungen lese, nun eben auch entblößte Männer aufs Sofa zu legen, sie neckisch hinter Fichtenbäumen hervorlugen zu lassen. Ich war eigentlich der Meinung, diese Phase optischen Freudenspendens hätten wir überwunden, darüber könnten nur noch Männerstammtische eingeweiht kichern.

Werden nun künftig solche Heftchen auch bei Teekränzchen herumgeboten? Erfrischen sich Patience-Runden von Managers-Gattinnen am Anblick bronzener Schönlinge?

Wird es demnächst häusliche Szenen geben, so der Mann in der Küchenschublade statt des Zahnstochers Glanzpapier-Heroen findet?

Bleibt einfach alles beim alten – nur mit umgekehrten Vorzeichen? Ich weiß das nicht so genau.

Immerhin: was Photomodelle anbetrifft, sind wir in Sachen Gleichberechtigung noch im finstersten Mittelalter.

Unüberbrückbar scheinen die Standesunterschiede zu sein beim Hinlegen. Man soll das Kind nicht mit dem Bikini ausschütten.

Und es gilt, einen Berufszweig auch den Frauen im Sinne der Emanzipation zugänglicher zu machen als bisher.

Meine Damen – werden Sie Photographin!

Max Rüeger: Verse zur Zeit

Möglichkeit

Die Wut ist groß.
Nicht nur bei denen,
die Philipp Hotz heißen.
Man hat Flaschen gehamstert,
kaufte Regale leer,
füllte die Hausbar auf,
denn die Steuern
steuern ins Uferlose.
Trink, oh Auge, was die Wimper hält,
auch Dichter können
altmodisch werden.
Man wird wohl,
und das ist nicht schlecht,
eher mit Bedacht trinken.
Respektive weniger trinken,
so glaubt der Herr Bundesrat,
denn wer mehr zahlen muß,
wird sparsamer konsumieren,
die Prozentmarge
reicht dennoch aus,
den angeschlagenen Staatsfinanzen
Franksame zufließen zu lassen.
Alkohols der Teufel.
Immerhin:
Wer sich ärgert
ob der unfestlichen
Neujahrsüberraschung,
(wissend verschwiegen im übrigen,
was auch unschön ist)
sollte doch vielleicht
selbst darin ein Positivum sehen.
Viele Schweizer
werden vieles
künftig nüchterner betrachten.
Der Bundesrat
müßte sich das merken.

Shemuel A. Katz

Zeichnungen
Aquarelle
Originalgraphik

Galerie Bürdeke
Kirchgasse 24
Zürich

13. bis 31. Januar 1973



Us em
Innerrhoder
Witz-
tröckli

En Weechmaa het all epenemol
«Blaue» gmacht. Sin Meischter het
en gfroged, öb en denn d Zit nüd
reui? «Hetocht en Narre, s get all
wider neu», säät de ander.

Hannjok